Vorwort

Intersektionalität und Soziale Arbeit – Rekonstruktionen, Analysen und Reflexionen

Denise Bergold-Caldwell, Christiane Bomert, Judith Conrads, Christine Riegel

Obwohl Intersektionalität als Konzept in Zusammenhang mit sozialpolitischen Fragen und Feldern von Kimberlé Crenshaw (1989)[1] artikuliert wurde, sind im deutschsprachigen Raum direkte Verweise auf Soziale Arbeit im engeren Sinn erst ca. 20 Jahre später aufgenommen worden. Die Rezeption erfreut sich inzwischen großer Beliebtheit und wird häufig als Analyseperspektive für den Zusammenhang verschiedener Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse in Forschung und Praxis genutzt. Für die Soziale Arbeit bietet das Konzept viele Anschlussstellen, wobei die Bezugnahme durch eine große Heterogenität gekennzeichnet ist.

Die disziplinübergreifende und zum Teil unklare Rezeption im deutschsprachigen Raum hat zugleich auch Kritik hervorgerufen. Das liegt sicher nicht nur daran, dass Intersektionalität als *travelling concept* eine Historisierung und Kontextualisierung erfordert und dadurch spezifische Herausforderungen, Zugänge und Auslassungen mit sich bringt.[2] Unter anderem wurde artikuliert, dass die Rezeption ahistorisch und gegenüber den Ursprüngen ignorant und vereinnahmend ist. Gleichermaßen wurden – insbesondere in der Geschlechterforschung – kritische Anfragen an das Konzept, das begriffliche und kategoriale Verständnis sowie dessen Verwendung gestellt. Zum Teil wurde Intersektionalität aber auch als ‚Identitätspolitik' enggeführt.

Das Paradigma der Intersektionalität hat durch seinen offenen Zugang ein Eigenleben entwickelt, das verschiedenste Anschlüsse bietet. Einerseits sind intensive machtkritische Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Strukturen und Ungleichheitsverhältnisse möglich – was so auch innerhalb sozialwissenschaftlicher Forschung wie auch in der politischen Bildung und alltäglichen politischen sowie aktivistischen Praxis relevant gemacht worden ist. Andererseits wird der Intersektionalitätsbegriff zunehmend auch von Politiken vereinnahmt, die sich, häufig unter dem Label Diversity, auch im Sozial- und Bildungswesen an neoliberalen Logiken orientieren.[3]

Die Geschichte des Konzeptes verdeutlicht demgegenüber dessen machtkritischen Ursprung: Das Paradigma der Intersektionalität, wie es, hervorgehend aus US-amerikanischen Schwarzen feministischen Debatten, vor über 30 Jahren von der Juristin Kimberlé Crenshaw in den USA begrifflich geprägt wurde, ist der Perspektive auf Social Justice und gesellschaftliche Transformation und einer kritischen Macht- und Herrschaftsanalyse verpflichtet. So sieht Patricia Hill Collins Intersektionalität als kritische

1 Crenshaw, Kimberlé (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. *University of Chicago Legal Forum, 31*(1), S. 139–167.

2 Vgl. Auma, Maisha-Maureen (2019). Kimberlé Crenshaws Einfluss auf mein gerechtigkeitsstrategisches Denken. In Gunda-Werner-Institut in Kooperation mit dem Center for Intersectional Justice (Hrsg.), „Reach everyone on the planet…" – *Kimberlé Crenshaw und die Intersektionalität. Texte von und für Kimberlé Crenshaw* (S. 23–26). Heinrich-Böll-Stiftung: Berlin.

3 Intersektionalität und Postkoloniale Soziale Arbeit. In Astrid Biele Mefebue, Andrea D. Bührmann & Sabine Grenz (Hrsg.), *Handbuch Intersektionalität* (S. 305–318). Wiesbaden: Springer VS.

Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

https://doi.org/10.3224/gender.v16i2.01 **GENDER** Heft 2|2024, S. 7–10

Sozialtheorie, die sich im Spannungsfeld zwischen kritischer Analyse und sozialem Handeln bewegt und die Notwendigkeit der Verbindung von beidem hervorhebt.[4] Dieser Zusammenhang von wissenschaftlicher Analyse und konkretem Handeln mit Blick auf soziale Veränderungen ist auch für die Wissenschaft und Profession der Sozialen Arbeit von Relevanz, wenn sie den Anspruch hat, sich an den Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit, der Menschenrechte, Teilhabe und Heterogenität zu orientieren. In diesem Sinne kann Intersektionalität auch für die Soziale Arbeit eine Perspektive darstellen, die den notwendigen Zusammenhang von Analyse, (Selbst-)Reflexion, Kritik und Veränderung herausstellt.[5] Das Potenzial intersektionaler Perspektiven wird dabei u. a. darin gesehen, die Relevanz verschiedener gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse in ihrer Verwobenheit z. B. für die Lebenssituation von Adressat*innen zu berücksichtigen. Auch kann Soziale Arbeit selbst mit intersektionalen Analysen rekonstruiert und als Normalisierungsmacht sowie als Teil von (wohlfahrts)staatlichen Regulierungen sozialer Ungleichheitsverhältnisse betrachtet werden.

Mit intersektionalen Konzeptionalisierungen und Analysen ist die Herausforderung verbunden, die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse jeweils angemessen zu berücksichtigen und theoretisch zu fassen. Dabei ist kritisch zu reflektieren, welche Verhältnisse in der Analyse der intersektionalen Verschränkung oder Verwobenheit in den Vorder- bzw. Hintergrund gerückt werden, welche sozialen Positionierungen und damit verbundenen Perspektiven (keinen) Eingang finden und welche machtvollen Effekte damit jeweils einhergehen. So stellt es sich nach wie vor herausfordernd dar, Rassismus in gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen und in der Relevanz für die Soziale Arbeit adäquat zu konzeptionalisieren. Gleichermaßen bleiben bestimmte Machtverhältnisse unterbelichtet, wie z. B. Antisemitismus oder hegemoniale Normalitätsverhältnisse, die normative binäre Geschlechter-, Körper- oder Gesundheitsvorstellungen reproduzieren. Die Herausforderung, die Kategorie ‚race' in ihrer Verwobenheit mit anderen Verhältnissen einzufangen, ist Teil unseres Heftes. Daneben bleibt es eine kontinuierliche Herausforderung intersektionaler Ansätze, die Komplexität der gesellschaftlichen Verhältnisse zu erfassen und dabei auch in der Wissensproduktion selbstreflexiv nach Auslassungen zu fragen, die sich durch hierarchisierte Positionierungen und Perspektiven ergeben und wiederum hegemoniale Verhältnisse stützen.

Ziel dieses Schwerpunktes ist es, theoretische, methodologische und empirische Beiträge vorzustellen, die das vielfältige und kritische Potenzial intersektionaler Perspektiven für Disziplin und Profession, Theorie und Praxis Sozialer Arbeit fruchtbar machen und dabei berücksichtigen, dass Soziale Arbeit selbst durch Macht- und Herrschaftsverhältnisse hervorgebracht wird und in solche Strukturen eingebettet ist.

Der Aufsatz von *Lalitha Chamakalayil* und *Oxana Ivanova-Chessex* diskutiert die Frage und Möglichkeit der Kritik in einer Situation, die durch intersektionale und postkoloniale Bedingungen geprägt ist. Die Autorinnen zeigen auf, wie schwierig die Form und Möglichkeit der Kritik von Eltern ist, die selbst Rassismus erleben, und ziehen hieraus Konsequenzen für eine machtkritische Soziale Arbeit.

Robel Afeworki Abay, *Julia Cholewa* und *Annette Korntheuer* führen am Beispiel von zwei Dissertationen vor Augen, wie empirische Intersektionalitätsforschung in der

4 Hill Collins, Patricia (2019). *Intersectionality as critical social theory*. Durham: Duke University Press.
5 Vgl. Riegel, Christine (2016). *Bildung – Intersektionalität – Othering*. Bielefeld: transcript.

Sozialen Arbeit erfolgen kann. Sie zeigen auf, inwiefern diese Forschung sich in einem Spannungsfeld von Rekonstruktion, Dekonstruktion und Reproduktion befindet und folglich einer kontinuierlichen reflexiven Auseinandersetzung bedarf.

Im Beitrag von *Steffen Loick Molina* und *Laura Meijer* wird anhand von Förderprogrammen des Bundes beleuchtet, inwiefern Soziale Arbeit selbst in gouvernementale Strategien eingebunden ist, die sich ‚Intersektionalität' zum Ziel setzen. Der hier beobachteten staatlichen Tendenz, den Begriff wenig inhaltlich zu füllen und eher auf Schlagwortebene zu verbleiben, werden dabei produktive Bezugnahmen durch die Trägerorganisationen gegenübergestellt.

Ioanna Menhard widmet sich in ihrem Beitrag jenen intersektionalen Analysen in der Sozialen Arbeit, die darauf fokussieren, wie Adressat*innen durch Empowerment-Prozesse gestärkt werden können. Indem intersektionale mit emanzipatorischen und diskriminierungskritischen Perspektiven verbunden und handlungsfeldspezifisch konkretisiert werden, lassen sich Rahmenbedingungen, Praxen und Möglichkeiten ableiten, individuelle und soziale Transformationen anzustoßen.

Der Beitrag von *Sannik Ben Dehler* stellt eine theoretisch-methodologische Reflexion darüber dar, wie es aus einer Position der Privilegierung gelingen kann, ‚das andere' im Forschungsprozess zu sehen. Die Kritik Schwarzer Feministinnen an der Rezeption des Intersektionalitätsansatzes ernstnehmend wird ein Reflexionsrahmen der Analyse aufgespannt, um hervorzuheben, wie intersektionale Forschung unter diesen Vorzeichen aussehen kann.

Die außerordentlich starke Resonanz auf den Call for Papers zum Thema verweist darauf, wie relevant Intersektionalität in aktuellen empirischen Arbeiten, theoretischen Überlegungen und konzeptionellen wie handlungspraktischen Auseinandersetzungen der Sozialen Arbeit ist. Dabei konnte in diesem Heft nur ein kleiner Ausschnitt gezeigt und somit die Komplexität der machtvollen Verhältnisse, die gesamtgesellschaftlich und in der Sozialen Arbeit relevant sind, exemplarisch herausgearbeitet und sichtbar werden.

Offener Teil

Mit ihrem Beitrag zur „Frauengeschichte als Gegengeschichte" eröffnet *Andrea Messner* den Offenen Teil dieser Ausgabe. In der kritischen Auseinandersetzung mit patriarchaler Geschichtsschreibung analysiert die Autorin das 1600 entstandene Traktat *La Nobiltà* von Lucrezia Marinella, das eine Kritik am misogynen Geschichtskanon und der damit einhergehenden Verleugnung von Frauen und deren Kulturbeiträgen darstellt. Messner zeigt damit, dass das später seinerseits unsichtbar gemachte Werk schließlich einlöst, was es einst forderte: Denn die Lektüre von *La Nobiltà* kann heute selbst zum Mittel der Wiederaneignung von Frauengeschichte werden.

Sabine Gabriel und *Patrick Leinhos* beschäftigen sich in ihrem Aufsatz mit Dating-Apps als Austragungsorten von sozialen Ein- und Ausschlüssen hinsichtlich Geschlechts- und Begehrensformationen. Auf empirischer Basis führen die Autor_innen aus, inwiefern und anhand welcher Normen in der Profilgestaltung verschiedener Dating-Plattformen intelligible Subjektpositionen hergestellt werden. Dabei zeigt sich, dass Darstellungsoptionen häufig auf hegemonialen Normen von Geschlechtlichkeit,

Beziehungen und Sexualität basieren, die in Diskriminierungen und einer entsprechenden Konfiguration von ‚Dateability' resultieren.

Im Zentrum des Beitrags von *Nadine N. Başer* und *Sylka Scholz* steht die Bedeutung von Mutter-Sohn-Beziehungen für die adoleszente Herausbildung von Männlichkeit. Ausgehend von wissenschaftlichen Diskursen sowie empirischem Material wird die Annahme diskutiert, nach der eine Herausbildung von männlicher Identität die Abgrenzung von der Mutter implizieren müsse. Die Autorinnen stellen demgegenüber nicht nur dar, inwiefern dadurch hegemoniale und gewaltvolle Männlichkeitskonzepte tradiert werden. Am Beispiel des Romans *tschick* präsentieren sie auch eine alternative Form von Männlichkeit, die nicht auf die Abwertung von Weiblich- und Mütterlichkeit zurückgreifen muss.

Im Aufsatz von *Karen Nolte* werden die Bedeutung von historisch-medizinischen Objekten der Empfängnisverhütung und die in ihnen enthaltenen materialen Überlieferungen von Körperpraktiken von Frauen rekonstruiert. Mithilfe der objektbiografischen Methode untersucht die Autorin sowohl konkrete Sammlungsobjekte als auch insgesamt die Möglichkeiten zu sowie die Diskurse über reproduktive Selbstbestimmung in den 1930er-Jahren. Die Verhütungs- und Abortionsroutinen der Frauen geben dabei nicht nur Einblick in deren enormes Körperwissen, sondern auch in die damit verbundenen gesundheitlichen und gesellschaftlichen Risiken.

Die Ausgabe wird durch Besprechungen von vier aktuellen Publikationen aus dem Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung abgerundet.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise unterstützt haben. Zudem bedanken wir uns bei den Konsortialpartner_innen des Projekts KOALA, die den Open Access der Zeitschrift ermöglichen.